

Gina Blaxill • Wahre Freundschaft soll nicht wanken

Foto: © privat



DIE AUTORIN

Gina Blaxill, geboren 1987, studierte Englisch in Cambridge und arbeitet heute in London als Studienberaterin.

»Wo du nicht bist, kann ich nicht sein« war ihr erster Roman für Jugendliche.

Weitere lieferbare Titel bei cbr:

»Wo du nicht bist, kann ich nicht sein« (30860)

GINA BLAXILL

Wahre Freundschaft soll nicht wanken

Thriller

Aus dem Englischen
von Catrin Frischer





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2014

Text © Gina Blaxill 2012

Erstmals erschienen unter dem Titel *Forget Me Never*
bei Macmillan Children's Books, London

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Catrin Frischer

Lektorat: Christina Neiske

Umschlagbild: © Thinkstock (Memitina,
Wavebreakmedia Ltd)

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,
Bad Oeynhausen

MI · Herstellung: KW

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30953-7

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für meinen Bruder Luke

SOPHIE

Meine Cousine Danielle war sechsundzwanzig Jahre alt, als sie starb. Dem Polizeibericht zufolge sprang sie vom Balkon ihrer Wohnung. Das war, um es mit den Worten meiner Pflegemutter zu sagen, »keine besonders schöne Art zu gehen«. Wie kann man nur so was Blödes von sich geben? Wann ist der Tod denn je schön?

Mein bester Freund Reece und ich waren die Letzten, die Dani lebend gesehen hatten. Wir hatten das Wochenende in ihrer Wohnung in Bournemouth verbracht. Ich sage »ihre Wohnung«, aber eigentlich war es die Wohnung von Danielles Freundin Fay, die gerade auf einer Rucksacktour durch Südamerika war und Dani ihre Wohnung überlassen hatte.

»Komm mich besuchen. Das wird richtig toll.« Danielle hatte so begeistert geklungen, als sie angerufen hatte, um mich einzuladen. »Bleib doch eine ganze Woche oder zwei, ich wohne direkt am Strand. Man kann jede Menge unternehmen. Das wird dir gefallen.«

»Ich muss zur Schule«, hatte ich geantwortet. »Die sind

wahrscheinlich nicht begeistert, wenn ich eine Woche blaumache und im Meer rumplansche.«

»Ach ja, Schule. Mist. Na, egal. Dann komm eben übers Wochenende.«

Der Termin war alles andere als ideal, Ostern lag hinter uns und die Abschlussprüfungen der zehnten Klasse saßen mir im Nacken. Aber ich bin trotzdem hingefahren. Julie, meine Pflegemutter, war einverstanden, sie meinte, ich hätte eine Pause verdient. Von Danielle hatte ich ewig nichts gehört, obwohl sie bis vor Kurzem noch im Norden von London gearbeitet hatte, wo ich wohne.

Also waren Reece und ich am Freitagnachmittag am Bahnhof Waterloo in den Zug gestiegen, und Danielle hatte uns am Ende der Reise auf dem Bahnsteig abgeholt, total aufgekratzt und mit einer riesigen Tüte Rum-Rosinen-Fudge in der Hand. Sie fing sofort an, von der Wohnung und vom Strand zu plappern und von ihrem neuen Job, einer Urlaubsvertretung in einer Firma, die EDV-Beratungen durchführte. Wir hatten in der Stadt Fish & Chips gegessen und dann einen Spaziergang an der Strandpromenade gemacht und die Karussells auf dem Pier ausprobiert. Danielle kannte die Leute am Schießstand, und die luden uns zu ein paar Freischüssen ein, doch das bereuten sie wahrscheinlich, als Reece anfing, die Regeln infrage zu stellen. Reece hat sich schon immer gern reden gehört – und Danielle und ich fanden das alles

total komisch und konnten gar nicht wieder aufhören zu lachen. Nicht, dass das irgendwie bemerkenswert gewesen wäre, aber an dieser Erinnerung halte ich irgendwie fest: ein Sommerabend, die Sonne geht langsam unter, eine warme Brise, die mir durchs Haar weht, ein Witz, über den meine Cousine und ich gemeinsam lachen.

Am Sonntagnachmittag, als Reece und ich uns zur Abreise bereit machten, klingelte es an der Wohnungstür. Danielle öffnete. Da ich gerade im anderen Zimmer war, weiß ich nicht, ob sie vorher etwas über die Gegensprechanlage zu dem Besucher gesagt hatte, aber wenig später konnte ich hören, wie jemand die Treppe runterrante.

»Hat sie es immer so eilig?«, fragte Reece.

Ich zuckte mit den Schultern. »Meistens.«

Reece ging ans Fenster und drückte die Handflächen an die Scheibe.

»Sie redet mit einem Typen.«

»Wahrscheinlich will der bloß was verkaufen«, sagte ich. »Hilf mir mal mit dem Koffer, bitte. Der Reißverschluss klemmt.«

Eine halbe Stunde später war Danielle immer noch nicht wieder zurück. Sie stand nicht mehr vor dem Haus, und an ihr Handy ging sie auch nicht, uns blieb also nichts weiter übrig, als uns zum Bahnhof aufzumachen. Wir hatten zwei billige Tickets für den Zug um 16:37 Uhr erstanden, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass Julie

erfreut wäre, wenn sie für einen späteren Zug nachzahlen müsste.

»Komisch, dass Danielle nicht kommt, um sich zu verabschieden«, sagte Reece, als wir gingen. »Bisschen durchgeknallt, deine Cousine.«

Ich war schon enttäuscht, dass Danielle nicht zurückgekommen war, aber es war nicht das erste Mal, dass sie mich hängen ließ. Wahrscheinlich würde sie mich heute Abend noch anrufen und sich wortreich entschuldigen.

Später rechneten Reece und ich aus, dass Danielle etwa um die Zeit, als wir in Southampton umgestiegen waren, vom Balkon gesprungen sein musste. Julie erzählte mir nach meiner Rückkehr, was passiert war.

Zuerst wollte ich es nicht wahrhaben. Die Vorstellung, dass Danielle nicht mehr da war, kam mir einfach unglaublich vor. Aber als ich es schließlich doch begriff, na, das war schon ziemlich hart. Die nächsten Tage waren so schrecklich, dass ich alles geben würde, um sie zu vergessen. Im Laufe der Jahre hatte ich ziemlich gut gelernt, Gefühle auszublenden, aber das hier konnte ich nicht ignorieren. Dani war der einzige Mensch auf der Welt gewesen, der wirklich zu mir gehörte. Sie wusste genau, was ich durchgemacht hatte, und verurteilte mich nie. Sie verstand mich. Das war unersetzlich.

Der Gerichtsmediziner war überzeugt davon, dass sie

Selbstmord begangen hatte. Danielle war nie besonders krisenfest gewesen, das wusste ich. Sie hatte früher schon damit gedroht, sich etwas anzutun. Depressionen und Stimmungsschwankungen lagen in der Familie. Vielleicht war es eine dieser irrationalen Entscheidungen gewesen, die man nie treffen würde, wenn man die Zeit noch mal zurückdrehen könnte. Wie der Polizeibeamte sagte, der mir das Ergebnis der Untersuchung mitteilte: »Schrecklich traurig, aber alles in allem stimmig.«

Die ganze Sache hatte mich ziemlich aus dem Gleichgewicht gebracht, aber nach und nach begann ich zu akzeptieren, dass mir nichts anderes übrig blieb, als zu versuchen, mit meinem Leben weiterzumachen – ohne Dani.

Und vielleicht wäre das auch irgendwie gegangen, wenn ich nicht vier Monate später diesen USB-Stick gefunden hätte.

Sommer. Wochenlang keine Schule. Sonne, Eiswaffeln und Flipflops. Urlaub im Ausland für die Glückspilze. Schwüle Tage ohne Ende, mit Freunden im Park abhängen. Jede Menge Spaß. So sollte Sommer sein, aber dieses Jahr wollte das bei mir einfach nicht so laufen.

Ich hatte nicht nur damit zu tun, meine Trauer zu verarbeiten, ich hatte auch das Gefühl, irgendwie an einem Scheideweg zu stehen, alles war im Wandel.

Und alle warteten auf ihre Prüfungsergebnisse. Eigentlich waren die Prüfungen besser gelaufen als erwartet, aber ich konnte mir trotzdem nicht vorstellen, besonders gut abgeschnitten zu haben. Besonders Englisch war der absolute Albtraum gewesen. Die Hälfte meiner Klasse an der Broom Hill High würde die Schule verlassen und auf ein College wechseln, statt die Oberstufe unserer Schule zu besuchen, die keinen guten Ruf hatte. Die Lehrer hatten uns immer wieder vorgebetet, wie wichtig Abitur und Fachhochschulreife doch für das spätere Leben wären und dass die Fächer, die wir jetzt wählten, den Rest unseres Lebens bestimmen könnten. Ich wusste nicht so recht, ob ich glauben sollte, dass wir jetzt am Hebel saßen, schließlich wurden wir immer noch wie kleine Kinder behandelt. Das galt besonders für mich, denn als Pflegekind konnte ich keine eigenen Entscheidungen treffen. Ich musste mich mit meiner Sozialarbeiterin zusammensetzen und einen »Entwicklungsplan« entwerfen, der mir angeblich dabei helfen sollte, ein selbstständiges Leben zu führen, wenn ich achtzehn wurde und nicht mehr unter Vormundschaft stand. Lorraine hatte ganz klare Ansichten darüber, was für mich das Beste war, und nachdem ich eine frustrierende Stunde lang versucht hatte zu erklären, dass ich keinen Schimmer hatte, wo ich in zwei Jahren sein wollte, gab ich einfach auf und überließ ihr die Entscheidungen. Biologie, Geografie und Rechtskunde

als Abiturfächer ... Na ja, warum nicht, eigentlich war es ja sowieso egal.

Abgesehen von einem gelegentlichen Einsatz im Secondhandladen des Tierschutzvereins – da arbeitete ich ab und zu, seit ich vor anderthalb Jahre bei Julie eingezogen war – hatte ich ziemlich wenig zu tun. Ich hatte ein paar alte Klassenkameraden in der Fußgängerzone getroffen, und sie hatten mich eingeladen, mich ihnen anzuschließen. Aber nach ein paar langen Nachmittagen, an denen wir uns im Park gesonnt hatten, war ich unruhig geworden. Ich wollte lieber etwas tun. Einfach so abhängen ist irgendwie witzlos, wenn man mit den Leuten nicht echt befreundet ist. Man redet über nichts von Bedeutung und die Zeit schleppt sich so dahin. Für die anderen war es sowieso leichter, wenn ich nicht dabei war – es zieht total runter, wenn man jemanden mit rumschleppen muss, dem gerade ein Familienmitglied gestorben ist. Es wäre leichter gewesen, wenn Dani von einem Auto überfahren worden wäre oder sonst einen Unfall gehabt hätte. Dass es Selbstmord gewesen war, färbte auf mich ab. Zumal ich selbst den Ruf hatte, ein bisschen durchgeknallt zu sein. Die Mädchen bemühten sich eindeutig, einfühlsam mit mir umzugehen, aber das machte nur allzu deutlich, wie sehr ich mich von ihnen unterschied. Ich hatte das Gefühl, nie wieder ein normaler Teenager sein zu können.

Immerzu überlegte ich, wie diese Sommerferien wohl gelaufen wären, wenn Dani noch da gewesen wäre. Vielleicht hätten wir den Sommer in Bournemouth verbringen können, nur wir beide ... durch die Stadt bummeln, shoppen, DVDs gucken, einfach ganz entspannt all die Sachen machen, für die an unseren gemeinsamen Wochenenden und Abenden oft nicht genug Zeit blieb. Dani konnte zwar ziemlich unbeständig sein und bekam manchmal ihre Launen, sodass ich sie wochenlang nicht zu sehen kriegte. Aber die Zeiten der Abwesenheit wurden aufgewogen von den guten Zeiten, in denen sie unglaublich süß war und mich mit Geschenken und Zuneigung überhäufte.

Aber nun hatte ich nur noch meine Klassenkameraden und jede Menge Schulratsch, den ich nicht hören wollte. Der erinnerte mich bloß daran, dass ich zurück zur Broom Hill musste, sodass mir nur noch mehr vor dem Ende der Sommerferien graute als ohnehin schon. In Zeiten wie diesen wünschte ich mir, dass Reece die Schule nicht mitten in der Zehnten verlassen hätte. Paloma, ein Mädchen aus meiner Klasse, hatte sich nach ihm erkundigt, als ich mit ihr und ihrer Clique im Park abhing. Alle erinnerten sich noch an Reece. Seine Zusammenstöße mit den Lehrern waren legendär. Ein besonderes Highlight war, wie er einmal seelenruhig die Geschichtsstunde verlassen hatte und mit einem Ausdruck aus dem

Internet in die Klasse zurückgekommen war, der völlig widerlegte, was der Lehrer uns gerade über die Gründe für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erzählt hatte. Für diese kleine Einlage war Reece aus dem Unterricht verbannt worden.

»Und«, sagte Paloma, »seid ihr noch in Kontakt? Du und Reece wart doch immer total die dicken Freunde.«

»Ja, na ja, das war, bevor er zu dieser noblen Schule abgezogen ist.« Ich wusste, dass ich ein bisschen ungerrecht war. Reece hatte einen riesigen Aufstand gemacht, als seine Mutter ihn an der Berkeley-Privatschule für Jungen angemeldet hatte. Er hatte ihr mit Hungerstreik und allen möglichen absurden Aktionen gedroht. Und eine Zeit lang waren wir ja auch Freunde geblieben, sogar diese Reise nach Bournemouth hatten wir zusammen gemacht, damit wir mal wieder richtig Zeit füreinander hatten. »Ich hab die Schnauze voll von ihm und seinen blöden neuen Freunden«, sagte ich.

»So verändert kam er mir gar nicht vor, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Ein paar Wochen vor meiner Party«, sagte Paloma. »Und da wart ihr doch noch ganz dicke miteinander.«

Ich fing an, einen Kranz aus Gänseblümchen zu flechten, damit ich ihr nicht in die Augen schauen musste. Hinter unserem Bruch steckte mehr, aber das würde ich Paloma bestimmt nicht auf die Nase binden. Zwar moch-

te ich sie von allen Mädchen aus der Schule am liebsten, weil sie zu mir hielt – Paloma wurde manchmal wegen ihres Gewichts gehänselt, sie wusste also, wie man sich wehrte –, aber sie redete ziemlich viel. Irgendwann kapierte sie es und wechselte das Thema, aber sie würde bestimmt später noch mal versuchen, die ganze Geschichte zu erfahren, das wusste ich jetzt schon. Als sie mich am nächsten Tag fragte, ob ich mit ihr ins Kino gehen wolle, sagte ich, ich hätte keine Zeit. Julie hätte nicht locker gelassen, wenn sie das gewusst hätte. Sie war immer besorgt, dass ich nicht genug Freunde hätte. Aber das stimmte eigentlich nicht: Es gab genug Leute, mit denen ich mich treffen konnte, wenn ich wollte, nur eben niemanden, der mir so richtig nahestand. Wie Dani oder Reece.

Dass ich nicht haufenweise Freunde habe, liegt vermutlich daran, dass die Leute immer so viel über mein Leben wissen wollen. Früher haben die anderen Kinder immer gefragt, wie es denn so ist in einer Pflegefamilie, sie konnten gar nicht genug davon hören, zumal ich die weniger angenehmen Seiten manchmal etwas hochgespielt habe. In letzter Zeit fiel ich den Leuten wohl vor allem deshalb auf, weil ich anders war. Einmal habe ich die Schule geschwänzt und bin stattdessen im Hampstead-Heath-Park spazieren gegangen, und ich hab deswegen nicht mal Ärger gekriegt. Der Rektor von der Broom Hill dachte, ich hätte

Probleme, also schickte er mich zu einer langen Unterredung mit dem Beratungslehrer. Die anderen in meiner Klasse waren echt sauer deswegen, sie fanden, ich wäre zu leicht davongekommen. Der Tratsch war mir egal, zumal die Leute auch viel über Reece redeten, aber so ganz allein ist es schon schwerer, so zu tun, als würde einen das nicht kratzen. Vor allem, weil seit Palomas Party wirklich alle über mich redeten. Schreckliche, peinliche Sachen, die auch noch wahr waren.

Ich wohne in Hendon, im Norden von London. Wenn es je zu einem Atomkrieg kommen sollte, meinte Reece immer, dann würden den nur Hendon und die Kakerlaken überstehen. Und das sage wohl alles über Hendon. Ich fand es eigentlich gar nicht so schlimm, viel besser jedenfalls als Hackney, wo ich früher gewohnt hatte, als ich bei Mr und Mrs Zehn Schritte in Pflege war. Wenn die ausgingen, lief sie immer zehn Schritte hinter ihm. Konnte ich ihr nicht verdenken, er war wirklich ein bisschen seltsam. Ständig hatte er was an dem Essen auszusetzen, das sie kochte, und er brüllte auch ziemlich oft den Fernseher an. Klar, in Hendon waren jede Menge Hähnchengrills und Waschsalons und deprimierend winzige Zeitungs-läden, aber immerhin war das Einkaufszentrum Brent Cross nicht weit weg und es gab ein paar gute Parks und ein großes Flugzeugmuseum.

Meine neueste Pflegemutter, Julie, wohnte in einer ganz normalen Seitenstraße in einem Reihenhaushaus. Es war okay – immer ein bisschen laut, weil die anderen beiden Pflegekinder noch im Grundschulalter waren, aber wenn es mir zu viel wurde, konnte ich ja rausgehen. All das würde mir fehlen, wenn ich weiterziehen musste. Julie war immer sehr nett zu mir gewesen, besonders nach Danis Tod. Als ich mal erwähnte, wie mies ich mich fühlte, weil ich nicht gemerkt hatte, wie deprimiert Dani gewesen sein musste, hatte Julie etwas gesagt, das bei mir hängen geblieben war.

»Du darfst dir das nicht vorwerfen, Sophie. Ja, ihr habt euch nahegestanden, aber manchmal gelingt es Menschen sehr gut, Dinge zu verbergen. Danielle hat offensichtlich nicht gewollt, dass du wusstest, wie traurig sie war. Es ist schwer, jemandem zu helfen, der sich nicht helfen lassen will.«

Ihre Worte hatten mir ein bisschen von meinem Schuldgefühl genommen, obwohl ich mich später gefragt hab, ob das Letzte nicht vielleicht an mich gerichtet gewesen war.

Darüber hatte ich an dem Tag nachgedacht, an dem ich Palomas Einladung ins Kino ausgeschlagen hatte. Ich hatte beschlossen, mich nicht länger schlecht zu fühlen, sondern etwas zu tun, deshalb hatte ich angefangen zu nähen. Nähen mag ja ein uncooles Hobby sein, aber es

machte mir wirklich Spaß. Ich liebte es, mir Sachen aus dem Secondhandladen zu holen, die ich dann mit ungewöhnlichen Knöpfen oder Stoffresten aufpeppte.

An diesem Morgen hatte ich kein Projekt, an dem ich arbeiten wollte, deshalb wühlte ich zur Inspiration ein bisschen in meinem Schrank herum. Wahrscheinlich lagen da jede Menge alte Klamotten, die ich vergessen hatte. Und siehe da, ich fand tatsächlich was – sogar ein paar Sachen, die Danielle gehört hatten.

»Himmel«, murmelte ich. Ich hatte schon oft Sachen von ihr bekommen, die sie nicht mehr brauchte, aber trotzdem war es seltsam, jetzt, wo sie nicht mehr da war. Ich zog ein Paar von Danis Jeans raus und hielt sie mir an. Sie würden sicher gut sitzen. Vielleicht könnte ich die Beine abschneiden und sie als Shorts tragen.

Eine der Taschen war etwas ausgebeult: Ein USB-Stick war darin. Ich wusste, dass es nicht meiner war – ich benutzte immer die, die in der Schule ausgegeben wurden. Dieser hier musste Danielle gehört haben.

Kann ich mir ja mal angucken, dachte ich und fuhr Edith hoch, meinen Laptop. Der hatte auch mal Dani gehört, und sie hatte ihn mir an unserem letzten Wochenende geliehen, damit ich für die Prüfungen lernen konnte. Ich hatte ihn Edith genannt, weil er ein bisschen langsam und wackelig war, wie ein altes Tantchen. Als Edith mich endlich einen Blick auf den Inhalt des Sticks werfen

ließ, tauchten mehrere Ordner mit Fotos auf. Neugierig klickte ich den ersten an und sah ein bekanntes Gesicht.

Ich schwöre, die Welt hörte auf sich zu drehen. Das war Danielle, die in einem bunten Cocktailkleid posierte. Dieses Foto hatte ich noch nie gesehen. Ich hatte nur ein paar ziemlich alte Fotos von ihr. Als ich die anderen Ordner öffnete, stieß ich auf weitere Bilder von Danielle. Gott, offensichtlich war ich über sämtliche ihrer Fotoalben gestolpert.

Wie berauscht von der Aufregung scrollte ich mich durch, ich wollte unbedingt jeden einzelnen Schnappschuss aus dem Leben meiner Cousine sehen. Aber nach ein paar Alben musste ich eine Pause einlegen.

Es war einfach zu viel, ganz plötzlich war alles zu viel. Ich hatte das Gefühl, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben, nicht so ganz da zu sein. Die Bilder zeigten Teile ihres Lebens, von denen ich überhaupt nichts gewusst hatte, und mir wurde klar, dass ich viele Gelegenheiten, sie besser kennenzulernen, verpasst hatte. Und jetzt war es zu spät.

Mir war, als hätte mir jemand in den Bauch geboxt, sodass alle Gefühle hochkamen, die ich normalerweise ignorierte. Tränen strömten mir über die Wangen, mein Herz hämmerte.

Keine Ahnung, wie lange ich so dagesessen habe. Irgendwann versiegteten meine Tränen und ich rollte mich

erschöpft auf meinem Bett zusammen. Ich starrte auf das Bild aus dem Ordner »Party«, das noch auf dem Monitor war. Darauf stand Danielle in einer Tür, sie trug eine geblümete Tunika über engen Jeans und mindestens drei verschiedene Halsketten.

Ich sehe ihr ziemlich ähnlich, dachte ich. Wir kamen beide nach unseren Müttern, die Schwestern gewesen waren. Dieselbe helle Haut, lange Hälse, starke Augenbrauen und dunkle Haare. Danis waren allerdings ganz glatt gewesen, während meine sich etwas wellten. Außerdem waren wir unterschiedlich gebaut, Dani war kleiner als ich und hatte etwas mehr Figur. Die Größe hatte ich angeblich von meinem Vater, keine Ahnung, ob das stimmte. Ich war ihm nie begegnet, und was ich über ihn wusste, passte auf die Rückseite einer Briefmarke. Wahrscheinlich ahnte er nichts von meiner Existenz.

Nach einer Weile stand ich auf und ging wieder an meinen Schreibtisch. Eigentlich wollte ich mir gar nicht noch mehr Fotos anschauen, aber ich konnte irgendwie auch nichts anderes machen. Während ich herumscrollte, wurde mir klar, dass Danielle einen Freund gehabt hatte. Er war auf vielen Partybildern, und es sah auch so aus, als hätten sie zusammen Urlaub gemacht. Ich lächelte ein bisschen, als ich daran dachte, wie versessen Danielle immer auf Sonne gewesen war, obwohl wir beide eher rot als braun wurden. Der Freund war übrigens ziemlich süß –

wenn man auf so was steht. So einer mit sorgfältig verwuschelten blonden Haaren und einem fotogenen Lächeln, der bevorzugt enge T-Shirts trägt, die seine Bauchmuskulatur schön zur Geltung bringen – wie einer Boyband entsprungen. Unten in der linken Ecke der Fotos war das Datum zu erkennen – drei Monate vor Danielles Tod.

Wo er wohl jetzt war? Und warum hatte Dani mir nie von ihm erzählt? Bei ihrer Beerdigung war er ganz bestimmt nicht gewesen, sie mussten sich getrennt haben. Vielleicht war sie total fertig gewesen. Das könnte auch der Grund für ihren Selbstmord gewesen sein – und dafür, dass sie ihre Depression vor mir versteckt hatte. Ich hätte es nie ausgesprochen, aber ich fand immer, dass Dani, wenn sie mit anderen Leuten zusammen war, den Eindruck erweckte, als sei sie emotional bedürftig. Sie war unglaublich vertrauensselig – das war mir vor allem deshalb aufgefallen, weil ich das glatte Gegenteil davon war. Und ich glaube, ein Teil ihrer Großzügigkeit entsprang dem Wunsch, gemocht zu werden. Irgendwie schien es ein Widerspruch in sich zu sein, dass jemand mit Danis Intelligenz und Bildung so naiv sein konnte, aber dass man gut aus Büchern lernen konnte, musste vermutlich nicht heißen, dass man auch im Leben gut klarkam.

Als die Uhr im Flur schlug, fuhr ich zusammen. Es war zwölf, ich hatte mir über eine Stunde lang Fotos ange-

guckt. Erst jetzt merkte ich, wie trocken meine Kehle war. Ich ging runter und holte mir eine Cola. Zum Glück waren Julie und die Kleinen nicht da, denn ich hatte keine Lust zu erklären, warum mein Gesicht so rot und fleckig war.

War es nun gut oder schlecht, dass ich den USB-Stick gefunden hatte?, fragte ich mich auf dem Weg zurück in mein Zimmer. Vermutlich schlecht, ich fühlte mich nämlich furchtbar, und irgendwie wusste ich, dass ich dieses Verlustgefühl nie wieder loswerden würde. Andererseits war es auch gut, denn jetzt hatte ich mehr in der Hand, das mich an meine Cousine erinnerte.

Ich sah die Fotos noch einmal durch und blieb bei einer Aufnahme von Danielles Freund hängen. Beim ersten Mal hatte ich dem Bild keine besondere Beachtung geschenkt, weil es eher wie eine nicht besonders gelungene Zufallsaufnahme wirkte. Aber es hatte irgendwas – und jetzt schaute ich genauer hin.

Ich runzelte die Stirn und kaute an meinem Strohhalm. An irgendwen erinnerte der Typ mich ...

Eine Stunde später war ich immer noch nicht darauf gekommen und machte mir was zu essen – ein Bananenvoll und eine Handvoll Rosinen. Erst als ich mit den Änderungen an den Jeans fertig war, fiel es mir ein.

Am Tag vor Danielles Tod waren wir in der Stadt gewesen, es war Samstag und es wimmelte von Menschen. Es

war nicht gerade die leichteste aller Shoppingexpeditionen gewesen, denn Dani und ich wollten in die Kleiderläden, während Reece rumstöhnte, wie langweilig ihm war. Als ich stattdessen die Nase in einen New-Age-Laden steckte, der interessant aussah, sagte Dani, das sei ein Haufen Mist, an den nur Irre glaubten. Damit alles schön friedlich blieb, hielten wir uns schließlich an die großen Warenhäuser und die Elektro- und Musikläden. Wir kamen gerade aus einem Plattenladen, als Dani plötzlich erstarrte. Ein Stück die Straße hinunter stand ein Mann, der ihr zuwinkte.

»Dani«, sagte ich, »ist was?«

Dani packte mich am Arm. »Ich hab genug von der Stadt. Lass uns zurück in die Wohnung gehen.«

Reece und ich guckten uns an, aber wir widersprachen ihr nicht. Ein Bus kam und wir sprangen auf. Danielle drückte ihre Nase an die Fensterscheibe und schaute die Straße runter, die wir gerade entlanggegangen waren. Sobald der Bus um die Ecke gebogen war, schien sie sich zu entspannen. Als ich sie nach dem Mann fragte, lachte sie.

»Ach, das ist nur jemand von der Arbeit. Total nervig, der textet einen mit den langweiligsten Geschichten zu und findet kein Ende. Wir sind gerade noch mal davongekommen!«

Reece und ich hatten diese Erklärung akzeptiert und die Sache vergessen. Aber jetzt wusste ich mehr, denn der

Mann, der Dani zugewinkt hatte, war der Freund vom Foto gewesen. Jedenfalls war ich mir da ziemlich sicher. Obwohl – war dieser Typ wirklich blond gewesen? Ich meinte mich zu erinnern, dass seine Haare dunkler gewesen waren ...

Plötzlich war ich mir nicht mehr sicher. In meiner Erinnerung hatte er so was Schemenhaftes wie eine Figur aus dem Malbuch, Umrisse, die erst Leben bekamen, wenn man sie farbig ausmalte.

Vielleicht spielte das auch überhaupt keine Rolle – Dani war tot, ob der Mann auf der Straße in Bournemouth nun ihr Exfreund gewesen war oder nicht. Aber verdammt noch mal, ich wollte es trotzdem wissen.

Wenn ich doch nur jemanden um Rat fragen könnte ...

REECE

Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet, als ich mich am Mittwochmorgen in mein Mailprogramm einloggte: eine Nachricht von meiner ehemaligen besten Freundin Sophie Hayward in meiner Inbox. Aber da war sie nun, ohne Betreff und aus heiterem Himmel.

*Hi Reece,
falls du das nicht sofort gelöscht hast: Ich muss mit dir
reden. Es geht um Danielle. Dauert nicht lange. Können
wir uns treffen? Schick mir eine SMS, hab noch dieselbe
Nummer.
Danke.
Sophie*

Ich las die Mail noch mal – und runzelte die Stirn. Der Teller Haferbrei, den ich gerade löffelte, wurde kalt. War das nicht ein seltsamer Zufall? Ich hatte diesen Sommer ziemlich oft an Sophie gedacht, obwohl wir seit Monaten nicht mehr miteinander geredet hatten – wahrscheinlich, weil

ich so viel Zeit auf *Sticky Wicket* verbracht hatte, einem Online-Forum für Cricketfans. Wie in den meisten solcher Foren waren viele der Mitglieder Idioten, aber es machte immer Spaß, mit ihnen Streit anzufangen.

Damals, als wir noch Freunde waren, hatte ich mich sogar mit Sophie im Forum gestritten. Sie ist das einzige Mädchen, das mir je über den Weg gelaufen ist, das tatsächlich die Regeln kapiert hat. Und das war einer der Gründe dafür gewesen, dass wir uns überhaupt angefreundet hatten. Später fand ich dann raus, dass sie sich anfangs nur für Cricket interessiert hatte, weil ihre Mum mal erwähnt hatte, ihr Dad habe das Spiel gemocht.

Vor drei Monaten hatte Sophie mich fallen gelassen, Anfang Mai. Ich wusste immer noch nicht, warum. Vermutlich würde ich auch nie dahinterkommen. Mit Sophie war nie irgendwas einfach. Ich hab immer Witze darüber gemacht, dass sie so viel nachdachte, und behauptet, dass es kein Wunder wäre, wenn ihr irgendwann mal das Gehirn explodieren würde.

Das Ende unserer Freundschaft war kurz nach meiner blöden Schulaufführung gekommen. Der Lehrer hatte mich zum Mitmachen gezwungen, weil er meinte, meine große Klappe wäre mir da mal nützlich.

Das Stück war *Maß für Maß*, Shakespeare natürlich, was sonst. Mum mischte sich ständig ein, das war total nervig. Sie schrieb mir meinen Text auf Post-it-Zettel, die sie über-

all im Haus anklebte – auf meinen Kleiderschrank, den Kühlschrank, sogar neben der Klorolle. Meine kleine Schwester Neve fand das zum Totlachen. »So kannst du nicht anders, du musst deinen Text einfach lernen«, erklärte Mum. »Das ist unheimlich wichtig für deine Zukunft, Schatz. Die Berkeley hat einige sehr bekannte Schauspieler hervorgebracht. Es ist eine große Ehre, in einer der Schulaufführungen mitzuwirken.«

Wer diese Schauspieler nun genau waren, wusste ich nicht. Sie wahrscheinlich auch nicht.

»Aber ich will gar nicht Schauspieler werden«, wandte ich ein. »Außerdem kann ich meinen Text. Und ich hab Sophie gesagt, dass ich jetzt online bin.«

»Übung macht den Meister, Reece«, sagte Mum schmallippig. »Sophie macht es sicherlich nichts aus, heute Abend mal nicht mit dir zu reden. Sie ist schließlich nicht deine feste Freundin.«

Ich beschloss, diese letzte Bemerkung zu ignorieren. Mum würde nie begreifen, dass Sophie und ich uns schon damals immer was zu sagen gehabt hatten, als wir uns noch jeden Tag in der Schule sahen, und dass ich mich jetzt echt anstrengen wollte, die Verbindung zu halten. Das war gar nicht so leicht, weil wir nicht mehr auf dieselbe Schule gingen und ich neue Freunde hatte, die sich auch mit mir treffen wollten. Aus irgendwelchen Gründen war Sophie nicht so begeistert von denen.

Als es schließlich so weit war, dass der Tag der Aufführung näher rückte, freute ich mich irgendwie drauf. Sophie würde kommen. Wir hatten uns in dieser Woche nicht oft gesehen, und an dem Abend der Aufführung würden wir wahrscheinlich auch nicht viel Gelegenheit haben, uns auszutauschen. Doch dazu wäre auf Paloma Watsons Party am Samstag noch Zeit.

Die Aufführung lief glatt. Sobald ich aus dem Kostüm raus war, machte ich mich aus dem Staub und traf mich mit Sophie und Mum im Foyer. Mum hatte Neve auch mitbringen wollen, aber ich hatte sie zum Glück davon überzeugen können, Tante Meg als Babysitter anzuheuern. Ich glaube, zwei Stunden jakobinische Verse sind auch für kulturell aufgeschlossene Dreijährige nicht so prickelnd.

»Gut gemacht, Schatz!« Ehe ich sie davon abhalten konnte, hatte Mum mich gepackt und mir einen Kuss auf die Stirn gedrückt. »Ich hab die Eltern hinter mir flüstern hören, wie gut du doch bist. Am liebsten hätte ich mich umgedreht und gesagt: ›Das ist mein Sohn!‹ Aber ich wollte deinen großen Auftritt nicht unterbrechen ...«

»Mum! Hör auf«, flehte ich. Mann, war das peinlich! Ich schaute zu Sophie rüber. Sie hatte die Hände in den Taschen und guckte mir nicht in die Augen.

»Was ist denn los?«, flüsterte ich ihr auf dem Weg nach draußen zu. »Sooo schlecht war das Stück doch auch wieder nicht, oder?«

»War gut«, murmelte Sophie. »Aber ich geh jetzt lieber.«

»Es ist erst neun. Komm doch noch mit zu uns, wenigstens für eine Stunde. Ein paar Freunde kommen vorbei. Eine Art inoffizielle After-Show-Party.«

Sophie verzog das Gesicht, und ich merkte sofort, dass ich sauer wurde. Sie gab sich überhaupt keine Mühe mit meinen Freunden von der Berkeley. Und die fanden sie übellaunig und unberechenbar. Die glaubten mir vermutlich nicht, dass sie ein ganz anderer Mensch war, wenn wir allein waren.

»Dann sehen wir uns am Wochenende bei Paloma«, sagte ich.

Sophie zuckte mit den Schultern. »Partys sind nicht so mein Ding. Ich hab immer das Gefühl, ich gehöre da nicht hin.«

»Du würdest dich wohler fühlen, wenn du dich entsprechend zurechtmachen würdest«, sagte ich. »Also, du siehst cool aus, egal, was du trägst, aber manchmal könntest du dich ein bisschen aufbrezeln, dann würdest du auch besser ins Bild passen.«

Ich deutete auf zwei Mädchen, mit denen meine Freunde sich unterhielten. Die beiden trugen ärmellose Tops und kurze Röcke, vielleicht ein bisschen übertrieben, aber so was in der Richtung meinte ich schon. Sophie starrte die beiden an und murmelte, sie würde nach Hause gehen. Ob sie überhaupt daran interessiert war, dass wir

Freunde blieben? Ich hatte das Gefühl, dass ich mich unglaublich anstrengte, um mit ihr in Kontakt zu bleiben – und in neun von zehn Fällen war ich derjenige, der ihr eine SMS schickte oder mailte. Aber so, wie sie sich manchmal aufführte, hätte ich mir das vielleicht auch schenken können.

»Wahrscheinlich entwickelt sie sich einfach in eine andere Richtung«, sagte Mum am nächsten Tag. Neve war da und guckte *Postbote Pat*, ihre Nase klebte fast am Bildschirm. »Traurig, aber so was kommt eben vor. Lade dir doch nächste Woche ein paar von deinen Schulfreunden ein, dann kommst du auf andere Gedanken.«

»Aber bis vor Kurzem war alles noch bestens«, sagte ich. »Heute hab ich ihr gesimst und sie antwortet nicht. Was ist denn plötzlich anders?«

»Tu ihr nicht unrecht«, sagte Mum. »Du darfst nicht vergessen, dass diese schreckliche Geschichte mit ihrer Cousine erst ein paar Monate her ist. Verlust wirkt sich manchmal ganz seltsam auf Menschen auf, das weißt du ja wohl.«

Dass Mum sich tatsächlich für Sophie starkmachte, war ein Schock, der mich zum Schweigen brachte. Sie hatte recht. Danielles Tod hatte mich ja auch total verunsichert. Wir hatten mit ihr Mittag gegessen und alles war ganz normal gewesen – und ein paar Stunden später lebte sie nicht mehr. Völlig surreal. Und wenn ich das so empfand, wie musste Sophie sich da erst fühlen?



Gina Blaxill

Wahre Freundschaft soll nicht wanken

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30953-7

cbt

Erscheinungstermin: November 2014

Denn nicht einmal ihr Tod ist, was er scheint

Dani ist in den Tod gesprungen – ein bedauerlicher, aber für die Polizei klarer Fall. Nur Sophie kann das nicht glauben. Ja, ihre Cousine war oft depressiv, aber gerade an jenem Tag schien sie so glücklich wie nie zuvor. Als Sophie Danis USBStick mit verräterischen Fotos findet, sind all die Zweifel wieder da. Der einzige, der ihr glaubt, ist ausgerechnet ihr ehemals bester Freund Reece. Gemeinsam begeben sie sich auf Spurensuche – und in große Gefahr. Wird Danis Geheimnis auch ihnen zum tödlichen Verhängnis?